

THRILLER

**SAM
LLEWELLYN**

**BLACK
FISH**

**TÖDLICHER
BEIFANG**

1. FALL FÜR GAVIN CHANCE



DELIOUS KLASING

THRILLER

SAM

LLEWELLYN

BLACK

FISH

**TÖDLICHER
BEIFANG**

1. FALL FÜR GAVIN CHANCE

AUS DEM ENGLISCHEN VON
TATJANA POKORNY

DELIUS KLASING VERLAG



Es lief alles so gut.

Solent City lag in nördlicher Richtung am Horizont. Im Süden waren das viktorianische Durcheinander von Cowes und die Pfeffertürme der Royal Yacht Squadron zu sehen. Als ich über die Schulter auf die herrliche blaue See blickte, befand sich die Army gut 20 Meter achteraus. Ihr Vorschiffsmann stand ganz vorn auf dem Bug des Bootes und zerrte an den Streben des Bugkorbs wie ein Gorilla im Zoo. Ein böser Gorilla. Er war sauer, weil der Mann am Mast ihn anschrie. Der Mann am Steuer war sauer, weil er nicht einen Hauch von Wind in die Segel bekam und weil sich die Polizei ihnen in den Weg gelegt hatte. Die Polizei, das waren ich, mein Mann am Großsegel, mein Taktiker und die fünf anderen Jungs, die übers Deck der Sigma stapften und sich bemühten, nicht allzu breit zu grinsen.

Ich sah den Army-Steuermann in sein Großsegel hochschauen. Ich sah, wie er etwas zu seinem Mann am Großsegel sagte. Ich sah ihn am Steuer etwas nachgeben, um aus unserem Windschatten herauszukommen, sich davonzuschleichen und einen Schlag in Richtung Ziel zu machen. Wir hatten noch zwei Bootslängen Vorsprung.

Er war ein netter Kerl, dieser Army-Steuermann, ein Sergeant mit Auszeichnung. Ich war ein Polizeiinspektor. Er hatte seine Auszeichnung bekommen, weil er mutig gewesen war. Ich war Inspektor geworden, weil ich eine Plage war.

»Mach das Gleiche und decke ihn«, sagte der Taktiker, ein Detective Constable der Kriminalpolizei in Poole.

Ich hatte bereits das gleiche Manöver eingeleitet, indem ich eine Kurve in die hübsche blaue See fuhr und damit ein Abbild der Kurve erzeugte, die die Army rund 20 Meter rechts hinter mir absolvierte. Aus dem Augenwinkel sah ich, ihre Geschwindigkeit zunehmen.

»Er wird wenden«, sagte der Taktiker.

Der Baum der Army ragte jetzt weit über die Steuerbordseite des Bootes hinaus. Er fuhr nun ziemlich genau auf uns zu. »Niemals«, sagte ich.

Der Taktiker war bei der Marine gewesen, bevor er zur Polizei ging. »Pongoes«, sagte er, einen alten abfälligen Begriff für Soldaten bemühend.

Der Großsegeltrimmer sagte: »Der Baum kommt rüber. Weiter. Weiter. Und Abflug. Am Arsch.«

Seine Flüche waren teilweise dem Umstand geschuldet, dass ich eine Crashwende gefahren hatte, um den Gegner zu decken. Vor allem aber der Tatsache, dass der Army-Mann in Luv auf der Wetterseite des Decks dem Baum nicht ausgewichen war. Ich sah den Baum auf die andere Seite fliegen. Ich sah, dass er den Mann auf Taillenhöhe erwischte. Ich sah ihn in hohem Bogen durch die Luft und ins Wasser fliegen. Und ich sagte: »Trimm!«, während ich das Steuer durch meine Hände gleiten ließ, damit wir in einem großen Bogen halsen konnten, plötzlich im Wind standen und den Mann im Wasser längsseits erreichten. Alles flatterte, damit zwei bullige Constables ihre Arme über die Seite strecken und ihn durch die Reling reinziehen konnten.

»Willkommen an Bord«, sagte ich. Er prustete in meine Richtung und sah wütend aus. »Wir bringen Sie zurück, wenn Sie wollen«, sagte ich. Er grinste, schüttelte den Kopf und dankte uns. Inzwischen hatte der Mann am Großsegel die Großschot eingeholt. Die Genuawinsch rasselte. Wir glitten längsseits des Army-Bootes und gaben ihnen ihren Mann zurück, obwohl ihren Gesichtszügen nach

zu urteilen nicht alle besonders glücklich darüber zu sein schienen, ihn zu sehen. Dann zogen wir in Richtung Ziellinie davon, die wir mit vollen zwei Minuten Vorsprung erreichten. Du meine Güte, fühlten wir uns gut.

Noch selbstgefälliger gingen wir später den Rasen hinunter zum Wasser, unsere Augen auf eine ältere Dame mit Hut und in weißen Handschuhen gerichtet, die eine Rede hielt. »In diesem Jahr geht der Alban Cup für Matchracing an die Polizei«, sagte sie. Strahlendes Lächeln. Ich trat vor und nahm die Trophäe in Empfang. »Viel Glück bei Olympia«, sagte sie.

Ich verbeugte mich und murmelte etwas von Teamwork, dann mischte ich mich wieder unter die Leute. Die meisten kannte ich nicht. Doch das war mir egal, denn sie kannten mich, den glänzenden Hoffnungsträger der Polizei und des Segelsports. Ich bekundete dem Army-Skipper mein sportliches Mitgefühl und leerte drei Gläser Champagner in doppelter Geschwindigkeit. Dann bemerkte ich eine große blonde Frau, die mich über die Menge hinweg mit mehr als nur freundlicher Wärme anlächelte. »Aber hallo!«, dachte ich, bevor ich auf sie zusteuerte.

Von da an ging es nur noch bergab.

Als das alles hier drei Jahre später beginnt, bin ich Yachtmakler. Ich weiß, was ihr jetzt denkt. Blaue Cocktails, weiße Kissen, Immobilienmakler im Salon. Yacht ist ein großes und gewichtiges Wort. Es riecht nach Geld. Doch wenn wir darüber reden, was ich mache, dann ist das Wort mit der entscheidenden Botschaft nicht Yacht, sondern Broker, wie »broken« – kaputt.

Willkommen also in meinem schicken Hightech-Büro im Steuerhaus meines Luxusschleppers, der am Fischsteg in Achnabuie vertäut ist. Mit Klappstühlen, die aus der Stadthalle geklaut sind, dem State-of-the-Art-Murphy-Aschenbecher (leicht angekokelt) und dem Schreibtisch aus alten Army-Beständen, gekrönt von dem Secondhand-Dell-Computer. Da drüben ist der Schreibtisch meiner großen, loyalen und sehr attraktiven Assistentin Maureen

4

Miranda Bonneville-Clark mag auf Polizisten gestanden haben, hatte aber die Härten unterschätzt, mit einem verheiratet zu sein. Da gab es diese dunklen Stunden – und die Tatsache, dass die Gedanken ihres Mannes sich in der Regel um Düsteres und Schmutziges drehten und nicht um sie. Und es gab weitere Schwierigkeiten, vor allem ihren Bruder Johnny.

Miranda war eine passionierte Gärtnerin mit den guten Instinkten eines Heimchens unter ihrer glanzvollen Hülle. Sie überzeugte mich, einen Gemüsegarten anzulegen und zu pflegen. Wir machten das zusammen, weil wir uns liebten. Wahrscheinlich wäre sie auf 1.000 Morgen Land noch glücklicher gewesen, doch ein Teil unseres Miteinanders beruhte auf der gemeinsamen Führung des Cottagebetriebs, weit weg von Kriminellen und ihrer Ergreifung. Ich habe mich um den Kohl und die Pastinaken gekümmert. Sie hegte die Staudenrabatte und die Triebe der Kletterrosen. Es war ihr Duft, in dem wir an einem Samstagmorgen im Juni auf dem Höhepunkt unserer gegenseitigen Zuneigung zusammensaßen. Während sie Kaffee aus einer Kanne aus chinesischem Porzellan in meine Tasse goss, schaute sie mich mit ihren leuchtenden blauen Augen an und lachte in einer Art über meine Witze, die konstant daran erinnerte, dass wir das Bett in der vergangenen Nacht geteilt hatten und es keinen Grund gab, warum wir uns nicht nach dem Frühstück wieder dorthin begeben sollten.

»Hmh«, sagte sie, als wäre sie von einem Gedankenblitz getroffen worden.

»Hmh, was?«, sagte ich mit dem Gefühl von Verbundenheit und Vertrautheit.

»Ich dachte gerade, dass wir uns um Johnny kümmern sollten.«

Es zeugte von unserer damaligen Nähe zueinander, dass ich nicht umgehend in mein Auto stieg und davonfuhr. Johnny Bonneville-Clark hatte in Eton studiert, wo er sich trotz aller Bemühungen seiner Lehrer die Vorstellung angeeignet hatte, er sei der Schöpfer des Universums. Als solcher hatte er es sich erlaubt, durch die meisten seiner Examen durchzufallen und sich in eine zweitklassige Universität hineinzumanövrieren. Hier hatte er es versäumt, irgendetwas von Nutzen wie Schweißen, Tischlern oder das Streichen von Wänden zu lernen. Stattdessen stieß er auf reichlich Drogen und entdeckte, dass er seinen Lebensunterhalt mit ihrem Verkauf bestreiten konnte. Als Mann mit seinen Talenten konnte er es kaum verhindern, unter den Einfluss seiner eigenen Handelsware zu geraten. Er landete im Krankenhaus. Teilweise aufgrund einer Überdosis und teilweise, weil er Schulden auf seinem Konto bei einer Familie von Junkie-Krämern in Streatham hatte.

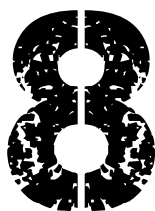
Als der Anruf seine Eltern erreichte, bezahlten sie seine Schulden und verschifften ihn in ein Kloster, wohin ihm seine hingebungsvolle Schwester wöchentlich schrieb. Sie sagte ihm zwar, dass er ein Narr war, aber es trotzdem keinen Grund gäbe, den vulgären Leuten in seiner Therapiegruppe zuzuhören. Als er blinzelnd und kettenrauchend wieder ins Licht trat, erwartete Miranda ihn in ihrem Alfa Cabrio vor dem Tor und fuhr ihn umgehend ins Elternhaus. Dieses befand sich ebenfalls in der Nähe von Lymington und war von georgianischen Architekten erbaut worden, deren Sinn für die eigene Bedeutung fast so stark ausgeprägt war wie der von den Bonneville-Clarks. Hier hatte er sich herabgelassen, seinen alten Flügel wieder zu bewohnen, und seine glanzvolle Karriere fortgesetzt.

Als Mann vom Solent entwickelte Johnny zügig einen schillernen Ruf. Insbesondere liebte er es, die Crews von Gastyachten mit Pokerspielen zu unterhalten. Er übernahm ihren verwegenen Transatlantismus, war stets sonnengebräunt und eignete sich in dieser Welt der Seefahrt eine neue Persönlichkeit an. Seine Schwester und seine Eltern waren erleichtert, sahen das als Beweis dafür an, dass er viel frische Luft bekam und sportlich unterwegs war. Tatsächlich aber verdeckte das bloß den Umstand, dass die zwanghafte Spielsucht das Steuer von den Drogen übernommen hatte. Denn genau das war geschehen. Auch die Buchmacher frequentierte er regelmäßig. Natürlich führte das zu den Pfandleihern, wo er eines Abends die De-Lamerie-Leuchter seines Vaters verpfändete, um mit den Erlösen eine erfolglose Spekulation zu bereinigen, die mit Manchester United und dem UEFA-Cup zu tun hatte. Ich habe das nur herausgefunden, weil der Pfandleiher mich beim Anblick der Leuchter angerufen hatte. Der Grund dafür, dass er mich angerufen hatte, war die alljährliche Lunchparty, die ich für die Pfandleiher in Solent City und ihre Frauen ausrichtete. Das hatte in keiner Weise etwas mit Polizeiroutine zu tun. Aber es gab reichlich zu trinken, und es herrschte stets eine fröhliche Stimmung. Wenn dann etwas an der Einbrecherfront geschah, bedeutete es, dass mich einer von ihnen anrief und nicht ich sie alle anrufen musste.

Wie auch immer, als ich in jener Nacht ankam, stand da Johnny mit grünlichem Gesicht und blinzelte ins Neonlicht. »Gavin!«, schrie er erregt, »wirst du dem Typen sagen, dass es okay ist?«

»Nein«, sagte ich, »und jetzt geh nach Hause, oder ich kassiere dich ein.«

Er ging. Und sein Buchmacher wurde nicht bezahlt. Also wurde Johnny von einigen fiesen unnachgiebigen Typen verprügelt. Die entsprechenden Spuren konnte seine Mami deutlich sehen. Und seine Mami sprach mit seiner Schwester. Beide seufzten, halfen ihm wieder aus der Klemme und entschieden, dass etwas geschehen musste.



Ich liege mit dem Kopf an den Felsen gelehnt und mache mir eine Menge Sorgen. Mein Dingi habe ich an einen Felsen angebunden. Die Arbeitslichter werfen einen harten schwarzen Schatten über das Ufer, und niemand wird das Dingi entdecken, wenn man nicht gerade danach sucht. Es gibt in einer Nacht wie dieser bessere Dinge zu tun, als die schöne Landschaft zu genießen. Vielleicht also geht es gut. Was mir aber wirklich Sorgen macht, ist die GLEANER. Wenn dieses Boot schwarzen Fisch in seinen Kisten an Bord nimmt, dann könnte das bedeuten, dass die Milford-Crew wieder die Kontrolle übernommen hat. Für den Fall stellt sich die Frage, was sie mit Georgie und seinen Jungs gemacht haben.

Die Ladebäume beginnen sich zu bewegen. Ein Gabelstapler fährt aus einem der Schuppen in den Kühlraum und beginnt die Fischboxen zum Kai runterzubringen. Der Gabelstapler hebt sie in den glitzernden Regen, dann sinken sie hinab in den Laderaum. Einige Gestalten bewegen sich auf steife Weise hin und her, das gelbe Ölzeug glänzt im Licht. Es scheinen drei zu sein. Eine ist von enormer Statur, die beiden anderen einfach nur riesig. Ist Johnny noch im Laderaum? Oder haben sie ihn mit abgelaufenen Giftgasbehältern und nukleare Abfalltonnen in ein tiefes dunkles Loch im Nordkanal versenkt? Dazu würde er gut passen.

Ich sitze hinter meinem Felsen und beginne zu zittern, während der Wind und der Regen auf mich einprügeln. Ich habe keine Ahnung, wie lange das schon so geht. Es fühlt sich wie Stunden an,

aber es sind wahrscheinlich etwa 20 Minuten. Endlich beendet der Gabelstapler sein Tun und rollt zurück in den Schuppen. Ich höre Schreie vom Kai, dann gehen die Lichter aus, und die GLEANER entschwindet in die Nacht.

Ich renne runter zum Dingi und zerre es in den beißenden Wind. Nach zehn Minuten hartem Rudern mit viel grünem Wasser über Deck bin ich zurück an Bord der LADY. Der Motor läuft schon, als ich an der ratternden Ankerwinde stehe und es mir egal ist, ob jemand zuschaut. Der Anker kommt hoch, und die LADY neigt sich um 30°, als eine Bö ihre blanken Bäume erfasst. Ich drücke den Gashebel nach vorn, schalte das GPS ein und nehme Kurs auf den Wegpunkt im Eingang des Lochs. Der Regen schlägt währenddessen weiter unablässig in mein Gesicht.

Sogar im Loch sind die Wellen steil und unangenehm. Ich will gar nicht darüber nachdenken, wie sie draußen auf der offenen See sein werden, doch ich finde es schnell heraus. Zu meiner Linken ein Brüllen und Donnern. Weiße Gischt springt sechs Meter hoch in die Luft, weht mit schwerem Wind über das Cockpit und läuft über die Lenzventile ab. Der nächste Windangriff erfolgt übers Heck. Der nächste trifft uns ungeschützt von Felsen und Schären. Die Steuerbordreling der LADY taucht ins Wasser, bevor sie sich auf die andere Seite legt. Ich falle hart ab, sodass der Bug rumkommt und in einen Trog eintaucht. Das hintere Ende der Yacht erhebt sich hoch über meinen Kopf, und ich bin sicher, Hölle und Verdammnis, das Ding wird auf den Grund der tiefen schwarzen See sinken.

Doch die Welle rollt unter uns durch, der Bug kommt wieder hoch, und das Heck senkt sich. Für einen Moment nimmt der Wind ab. Als wäre er angesichts der nächsten Welle verduzt. Dann hebt sich das Heck erneut, und ich fühle, wie sich das Boot seitwärts bewegt. Ich steuere gegen. In Zeiten wie diesen bedeutet ein Sonnenschuss die größte Gefahr. Falls Sie das noch nie erlebt haben: Es bedeutet, dass man seitlich zur Welle gerät, sodass sie über das

Boot rollt, ihm die Masten ausreißt und weitere wenig wünschenswerte Aktionen auslösen kann. Ich fiere die Vorsegelleine für die Rolleinrichtung ein wenig auf, dann gebe ich ihr einen Ruck. Der Lumpen von Segel entfaltet sich mit einem Knall. Es klingt wie das Runterfallen einer Gitarre. Als wir das nächste Mal von einer Welle hochgehoben werden, sehe ich ein weißes Hecklicht vor uns und den grünlichen Schimmer eines Heckspiegels. Ich verfolge die SIRIUS GLEANER. Was am Ende genau das ist, was ich mir vorgenommen habe. Ich schlucke mit trockener Kehle und schaue möglichst nicht auf die Anzeige für die Windgeschwindigkeit, die 38 Knoten Wind über Deck anzeigt. Es ist ein echter Sturm. Okay für ein Fischerboot wie die GLEANER; aber eine Fahrtenyacht – auch wenn sie ein kräftiger Kunststoffbrocken wie die LORNE LADY ist – sucht sich in Bedingungen wie diesen im Allgemeinen lieber einen netten geschützten Ankerplatz.

Doch es scheint wichtig zu sein herauszufinden, wohin die GLEANER fährt. Die einzige Möglichkeit dazu liegt in ihrer Verfolgung.

Also folge ich nass und frierend, manchmal bis zu den Knien im Wasser, das mit den brechenden Wellenkämmen immer wieder ins Cockpit schießt. Die Wellen rollen wie Gebirge unter uns durch. Dabei schwebt das Hecklicht der GLEANER wie ein weißer Stern in der Ferne vor uns her.

Es gibt natürlich reichlich zu tun. Wir fahren vor einem Sturm her entlang der Westküste von Jura. Am nördlichen Ende von Jura befindet sich der schreckliche Golf von Corryvreckan. Bei Flut entsteht dort ein Strom, vor dem das *Handbuch der Admiralität* als Gefahr für kleinere Fahrzeuge warnt. In Augen der Admiralität sind Zerstörer kleinere Fahrzeuge. Zum Glück ist die Tide gekippt, und wir müssen uns um Corryvreckan keine Sorgen machen. Was mir Raum lässt, mir wegen der Felsen und Inseln da oben Sorgen zu machen. Die meisten von ihnen sind beleuchtet, doch in einer Schwerwetternacht wie dieser könnte sogar der Blackpool Tower auf ihnen stehen, und man wäre trotzdem kein bisschen schlauer. Danach kommt Loch

14

Plötzlich fügt sich alles zusammen wie eine Schneelawine, die auf ein Schweizer Dorf niedergeht. Ich sage: »Du Glückspilz. Pass drauf auf.« Und schalte um auf das Gespräch mit dem Major.

»Ich habe es gefunden. Ich hole es zurück«, sage ich.

»Gut so«, sagt er.

Ich mache das Telefon aus und versuche nachzudenken. Was nicht einfach ist. Viel mehr ist mir nach einem Whisky und einem Ticket zumute, das mich aus dem ganzen Schlamassel rausbringt. Vielleicht zum Mars.

»Wohin jetzt?«, fragt Georgie vom Steuerstand.

»Wir fahren zum Loch Tarbert, nehmen eine Mütze Schlaf und denken nach«, antworte ich.

Also fahren wir zum Loch Tarbert und gehen hinter einer schützenden Landzunge vor Anker.

Georgie brät uns reichlich Eier und Bohnen. Ich esse. Dann nehme ich mein Telefon mit ins Beiboot, klettere einen Hügel rauf, bis ich Empfang habe, und rufe Hamish McDonald an, einen bekannten Doktor Allwissend, den ich einmal bei der Jagd auf einen Menschenhändlerring an der Südküste kennengelernt hatte. Hamish ist ein freier Journalist und kann einen zu Brei reden, wenn er die Chance dazu bekommt. Er nimmt sofort ab. »Ich bin bei der ACPO-Versammlung« (ACPO = Association of Chief Police Officers), sagt er; er denkt immer, dass man an so etwas interessiert ist.

Ich sage: »Ich stelle Nachforschungen zu einem Army-Offizier an, der so halbwegs in Rente ist. Major Horace Davies. Royal-Logistics-Truppe.«

»Der Mann ohne Nerven«, sagt er. »Warum?«

»Warten Sie kurz«, sage ich. »Was wissen Sie noch?«

»Keine Ahnung«, sagt er. Das Interesse in seiner Stimme allerdings fährt wie ein Messer durch mein schläfriges Gemurmel. »Es gibt aber Gerüchte.«

»Die da wären?«

»Er stand der Sondereinheit ziemlich nah. Und den Drogenfahndern in Liverpool. Man erzählt sich, dass er so eine Art Army-Polizei-Verbindungsoffizier war. Was sich natürlich alles komplett leugnen ließe. Außerdem tippen sie, dass er mit einigen Paramilitärs in Nordirland in einem Boot saß. Denn als er damals zu diesen Jungs marschierte und ihnen ihre Waffen wegnahm, war er ziemlich selbstsicher. Fragen Sie in Liverpool nach ihm. Sie waren auch Bulle, richtig? Dann werden Sie schon jemanden kennen.«

»Danke«, sage ich.

»Und werden Sie es mir erzählen?«

»Ich wüsste nicht, warum nicht.«

»Wo sind Sie?«

Ich lehne mich mit dem Rücken an den Felsen, der mir als Stütze dient. Unter mir liegt ein erhabener Strand mit weißen Felsbrocken, die im Sternenlicht wie schon seit 10.000 Jahren blass schimmern. »Hounslow«, sage ich und lege auf.

Mein Polizistendasein hat so ziemlich mein ganzes Leben ruiniert. Aber es hat mir immerhin ein paar nützliche Kontakte beschert. Ich rufe eine Nummer an. Sie ergibt weitere. »Harris«, sagt endlich eine Stimme aus dem Norden. Sie klingt antiquiert und ernst.

»Fred?«

»Wer spricht?« Ich nenne meinen Namen. Für einen Moment höre ich sein langsames Rasseln beim Atmen. Dann sagt er: »Was wollen Sie um diese nächtliche Uhrzeit?«

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage

ISBN 978-3-667-11705-2

© Delius Klasing & Co. KG, Bielefeld

Umschlagrückseite: Sam Llewellyn

Übersetzung: Tatjana Pokorny

Lektorat: Birgit Radebold

Coverfoto: Garry Solomon / EyeEm / Getty Images

Umschlaggestaltung: Felix Kempf, www.fx68.de

Satz: Axel Gerber

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany 2019

Alle Rechte vorbehalten! Ohne ausdrückliche Erlaubnis des Verlages
darf das Werk weder komplett noch teilweise reproduziert, übertragen
oder kopiert werden, wie z. B. manuell oder mithilfe elektronischer und
mechanischer Systeme inklusive Fotokopieren, Bandaufzeichnung und
Datenspeicherung.

Delius Klasing Verlag, Siekerwall 21, D-33602 Bielefeld

Tel.: 0521/559-0, Fax: 0521/559-115

E-Mail: info@delius-klasing.de

www.delius-klasing.de